



Du oder ich? Meist verliert der Stier den Kampf in der Arena und bezahlt dafür mit seinem Leben. Die Menschen jubeln.

Perückenspiele

## Heute bin ich rot

Drei Worte verändern das Leben der einundzwanzigjährigen Studentin Sophie von der Stap: „Du hast Krebs.“ Doch die Diagnose ist mehr als der Beginn einer qualvollen Zeit. Die Autorin nutzt sie als Chance für einen Neuanfang im Leben und für ihr Debüt als Schriftstellerin (*„Heute bin ich blond“*. *Das Mädchen mit den neun Perücken*, Verlag Droemer Knaur, München 2008, 240 S., br., 16,95 €).

„Aufräumen und Saubern machen“, das sind die Schlachtworte, mit denen von der Stap ihr Leben renoviert. Doch zuvor tritt mit der Diagnose, die sie mitten im Semester trifft, das absolute Chaos in die Gedankenwelt der jungen Frau. Mit knappen Sätzen beschreibt sie den Strudel ihrer paradoxen, in schneller Folge wechselnden Gefühle. Dem Leser eröffnet sich bereits zu Beginn der Lektüre ein intimer Einblick in das Innenleben der Kranken. Einmal sieht sich von der Stap als „armes kleines Krebsbündel“, dann wieder stellt sie sich als starke Kriegerin dar, die die Herausforderung durch den Feind namens Rhadomyosarkom annimmt. Mit zwei erhobenen Mittelfingern lässt sich von der Stap vor der ersten Chemotherapie fotografieren. Herausfordernd tritt sie ihrer Krankheit entgegen. Doch auch die Wut klingt ab. Sie macht etwas Neues Platz, etwas, das letztlich die Oberhand über von der Stap gewinnt: Lebensfreude, trotz allem.

Van der Stap geht aus, reist, flirret. Zunächst, um zu vergessen; dann, um zu erleben. „An dem Tag, an dem sich herausstellt, dass ich Krebs habe, ist mein Spielfeld von der Größe einer Gymnastikhalle auf die eines Fußballfeldes angewachsen.“ Unter den neuen Perücken, die sie kauft, um ihre Kahle zu verdecken, nimmt von der Stap wechselnde Identitäten an. Als Rothaarige zieht sie durchs Nachtleben, als Blondchen bezirzt sie Männer, als Brünette entdeckt sie die Ernsthaftigkeit.

Van der Stap experimentiert mit Leibensentwürfen und erschafft mit Sue, Blondie oder Stella Charaktere, die sich in unterschiedlichen Welten bewegen, verschiedene Freunde finden und einen jeweils eigenen Geschmack entwickeln. Doch das Rollenspiel ist keine Flucht. In der Schnittmenge der neuen Frauengestalten findet die Studentin den Kern ihrer Persönlichkeit. Ihre Autobiographie ist das Protokoll einer Suche nach sich selbst. Einer Suche nach dem, was zählt. Der Tod habe sie gelehrt zu leben, lautet eine der zentralen Aussagen von der Staps. Sie akzeptiert den Krebs und die Todesnähe als Bestandteil ihrer selbst. Sie ist alles, nur nicht das arme junge Mädchen von der Onkologie. Dabei sieht sie der Bedrohung ins Gesicht. Wenn sich von der Stap auf der Intensivstation die Fußnägel lackiert, ist dies kein Akt der Verdrängung, sondern Ausdruck trotziger Lebensbejahung.

Ebenso unkonventionell und mutig wie die Art und Weise, mit der von der Stap ihr neues Leben angeht, ist auch die Sprache, mit der sie darüber schreibt. Ihr Wortwitz verleiht der Autobiographie Leichtigkeit, wo es um die schweren Themen geht. Dabei verschweigt von der Stap weder ihre Ängste noch die Verzweiflung der Angehörigen. Sie beschreibt den Horror der Therapie, die Schmerzen, den Gestank und die Trauer über den Tod der ebenfalls erkrankten Freundin. Immer wieder muss von der Stap das Mountainbike gegen den Rollstuhl eintauschen und, an die Infusion gefesselt, die Zeit vor dem Fernseher verbringen. Einsam sind die Nächte, die sie zum Geräusch der Flüssigkeits-Pumpen wach liegen. Einsam auch die Tage, an denen sie keine Pflichtbesuche oder Anteilnahme an einem Science-Fiction-Plot.

Sein Ziel findet Davies aber auch mit der Idee des Multiversums nicht, in dem Leben nach dem Zufallsprinzip zustande kommt. Denn immer noch müsste man bei ihm hinnehmen, dass bestimmte Möglichkeiten aus unerfindlichen Gründen realisiert sind und andere nicht. Deshalb versucht er, eine Tendenz des Uni- oder Multiversums in Richtung Leben und Geist plausibel zu machen. Leicht zu erkennen ist nicht, wie das ungefähr gehen sollte, was angesichts der zentralen Rolle, die Eigenschaften des quantenmechanischen Messprozesses dabei zu spielen haben, auch nicht überrascht. Aber die anvisierte Selbsterklärung des Universums durch die Hervorbringung von Betrachtern ist auf jeden Fall von mythischer Prähistorie. So wie sich auch Davies' Suche nach dem Zusammenfallen von physikalischer Möglichkeit und Existenz ganz gut in einer anderen Sprache formulieren ließe: Kein Zufall oder dunkler Wille Gottes darf als Begründung dafür aufgeboten werden, welche Möglichkeiten zur Existenz führen.

Van der Stap hat ein feines Gespür für die Reaktionen ihres Umfeldes, für die Sorge der Menschen, die ihr am nächsten stehen, ebenso wie für die Blicke der Passanten, die der in die Brust operierte Kasten auf sich zieht. Bestärkt bemerkte sie das veränderte Verhalten neuer Liebhaber angesichts der Narben auf ihrem Körper oder die Betroffenheit, die eine verrutschte Perücke auslöst. Van der Stap reagiert mit Selbstironie.

Das Krankenhausleben liefert ihr Stoff für sprachlich dichte Szenen. Jede Zeile offenbart ihre Schelehrhaftigkeit und unerschütterlichen Galgenhumor, wenn sie sich etwa durch den Sprachschungel aus OLVG, EPO und HB-Werten kämpft. Ebenso lakonisch wie den Klinikalltag schildert von der Stap auch den Medienmarkt, der Geschichten wie die ihre aufsaugt. Sie wird in Holland zum gefragten Gast in Fernsehsendungen, beginnt für Zeitungen und Magazine zu schreiben. Von der Stap ist ein Buch gelungen, das im Gedächtnis bleibt. ANNICKA MÜLLER

## Ein paar Sommertage voller Spektakel

**W**as die meisten vom Stierkampf wissen, ist nicht viel, gemessen an dem, was man wissen könnte, und ein Großteil dieses Wenigen hat mit Hemingway zu tun. Seine Schilderungen begründeten in Pamplona den Tourismus der *San Fermín*, das Stierlaufen im Vollrausch, den Ritus einer Handvoll Sommerstage voller Spektakel und schlimmer Hornverletzungen, wenn vor allem nordamerikanische Amateure sich tollkühn unter Könner mischen. So weit das Kino. Daneben gibt es noch den grandiosen Essay der schottischen Schriftstellerin A.L. Kennedy, eher ein Versuch über den Tod als über den Stierkampf, und ansonsten die Kampagnen im Internet für und wider die Tauromachie. Der Rest ist Verharren in den alten Gräben, hin und wieder durchbrochen von der Frage: „Warst du schon mal beim Stierkampf? Und? War es nicht ekelhaft?“ Ein Besuch in einer kleinen spanischen Dorfarena ist im Gedächtnis geblieben, bei dem der tödlich getroffene Stier wild den Kopf herumwarf und sein Blut, das ihm aus dem Maul quoll, meterweit auf die weiße Mauer spritzte, während vom Balkon der Wohnung gegenüber eine Frau zuschaute, die Hand auf der Wäscheleine. Wem dabei nicht schlecht wird, der könnte für den Stierkampf gemacht sein.

Das Thema lässt sich nicht objektiv verhandeln, denn zwischen der Leidenschaft der *Aficionados* und der Abscheu der Stierkampfgegner existiert kein neutrales Terrain. Den Bibliotheken von Spezialliteratur, die auf Spanisch, aber auch in deut-

Kunst oder Barbarei?  
Rolf Neuhaus hat eine großartige Kulturgeschichte des Stierkampfs verfasst.

scher, französischer und englischer Sprache dazu geschrieben wurden, hat der Spanienkenner Rolf Neuhaus unter dem schlichten Titel „Der Stierkampf: Eine Kulturgeschichte“ ein statliches Kompendium hinzugefügt. Es hätte verdient gehabt, zwischen festen Buchdeckeln zu stecken, denn jeder Stierkampfinteressierte wird diesen sorgfältig recherchierten, glänzend geschriebenen Band so lange zu Hand nehmen, bis die Klebebindung zerfällt.

Der Einstieg ist eine strategische Meisterleistung. Auf vierzig Seiten sieht Neuhaus unter der Überschrift „Kunst oder Barbarei?“ Argumente zum Stierkampf an, die den Vorzug: Er schreibt seine Kulturgeschichte wohl nicht allein deshalb, weil ihm das Thema gefällt oder er der Verbreitung der Tauromachie dienen will, sondern eher, weil es darüber zwischen harten Fakten und wirkungsstarken Legenden so unendlich viel mitzuteilen gibt, die Zähmung der Tiere, gegen das Droschkenpferd, gegen den eingespernten Vogel, gegen den zehn Jahre lang angeketteten Wachhund protestieren, bei denen, die weder Fleisch noch Fisch essen, sich in keine tierischen Stoffe kleiden und nicht einmal ihre Läuse töten würden“.

Ob sie darin am Ende eine hohe Kunstform oder sinnloses Abstechen sehen. Die meisten Menschen, so vermutete der junge Juan Goytiso (der Hemingway Ende der fünfziger Jahre nach Nîmes begleitete), gingen aus Neugier in die Arena, und zwar, „um Trieben, die für gewöhnlich unterdrückt sind, die Zügel schließen zu lassen, und aus der uneingeschränkten Lust, Blut fließen zu sehen“.

Doch auch der Witz der Enthusiasten lässt an Klarheit nichts zu wünschen übrig. Er begreife den Protest gegen den Stierkampf nur bei denen, schrieb Henry de Montherlant, „die zu gleicher Zeit gegen die Jagd, gegen den Fischfang, gegen die Zähmung der Tiere, gegen das Droschkenpferd, gegen den eingespernten Vogel, gegen den zehn Jahre lang angeketteten Wachhund protestieren, bei denen, die weder Fleisch noch Fisch essen, sich in keine tierischen Stoffe kleiden und nicht einmal ihre Läuse töten würden“.

Oft heißt es, das heutige Stierkampfpublikum schrumpfe, und eigentlich halte nur noch der (meist unbedarfte) Spanientourist, der die prickelnde Angelegenheit des Live-Tötens einmal gesehen haben will, die *corrida de toros* am Leben. Doch die vom Autor beschriebene Tendenz legt den Umkehrschluss nahe: Seit den frühen neunziger Jahren hat sich die Zahl der permanenten Arenen in Spanien von vierhundert auf fünfhundertfünfzig erhöht, Bezahlenden sichern sich die Fernsehrechte an den großen *Ferias* von Sevilla, Madrid und Pamplona, und die allgemeine Richtung ist wohl die, das einst rohe, archaische, wenngleich nach festen Re-

geln ablaufende Ritual in die moderne spanische Konsumentenkultur einzubinden – „morgens Einkauf, mittags Essen, nachmittags Stiere, abends Kino, nachts Bars, und am besten alles am gleichen Ort, der selbstverständlich über einen Großparkplatz verfügt“.

In der wichtigsten Frage von allen gibt Neuhaus der Wissenschaft vor dem Sentiment den Vorzug: Er schreibt seine Kulturgeschichte wohl nicht allein deshalb, weil ihm das Thema gefällt oder er der Verbreitung der Tauromachie dienen will, sondern eher, weil es darüber zwischen harten Fakten und wirkungsstarken Legenden so unendlich viel mitzuteilen gibt, die Zähmung der Tiere, gegen das Droschkenpferd, gegen den eingespernten Vogel, gegen den zehn Jahre lang angeketteten Wachhund protestieren, bei denen, die weder Fleisch noch Fisch essen, sich in keine tierischen Stoffe kleiden und nicht einmal ihre Läuse töten würden“.

In vielen dörflichen Stierspielen,

die Neuhaus ebenso ausführlich wie elegant schildert, leben diese symbolischen Bedeutungen fort und bilden einen merkwürdigen Kontrast zur raschen Modernisierung Spaniens in den letzten beiden Jahrzehnten. Heute, wo einerseits die Dekadenz des Stierkampfbetriebs (überzüchtete Tiere, gierige Empresarios, lärmend-ignorante Publikum) beklagt wird, gilt andererseits ein genau kodifiziertes Regelwerk, das sich aus der Professionalisierung des Stierkampfs seit dem achtzehn-

ten Jahrhundert entwickelt hat: Eine Beschäftigung für Adelige, die sich damit amüsieren, einem blindwütigen Stier vom Pferd aus dem Garaus zu machen, hat sich in den klassischen Aufsteigersport für Minderbemittelte verwandelt. Dass er zu Fuß ausgeführt wird, verrät der Plebejer. Deren würdigste Vertreter vermittelten auch heute noch eine Ahnung von Tragik, Ironiefreiheit und bewusst gewählter Gefahr, eine Mischung, die wohl nur in der Arena zu haben ist.

Sollen die Leser sich also trauen?

Sie sollen: „Wir empfehlen eine Corrida de toiros in einer Plaza erster oder zweiter Kategorie mit sachverständigem Publikum, wenn Ihnen am Stierkampf gelegen ist, und mit malerischem Publikum, wenn Sie das Ambiente interessiert.“ Natürlich beschreibt der Autor auch die Architektur der Arena und erzählt die großen, manchmal mit dem Tod endenden Heldengeschichten. Seine Darstellung hat er mit langen, teils mehrseitigen Zitaten bedeuternder Schriftsteller gespickt (nicht ohne deren Fehler zu korrigieren); das macht den Band auch als Quellensammlung attraktiv.

Von besonderer Schönheit sind das Kapitel über höfische Stierfeste, die minuziöse Beschreibung des Ablaufs einer *Corrida* und die geradezu poetische Pedanterie bei der Aufzählung einiger der vielen Bezeichnungen, die ein Kampfstier je nach Charakter, Verhalten und Aussehen bekommen kann; insgesamt sind es zweihundertfünfzig. PAUL INGENDAAY

Rolf Neuhaus: *„Der Stierkampf“*. Eine Kulturgeschichte. Insel Verlag, Frankfurt am Main, Leipzig 2007. 360 S., Abb., br., 12,- €.

## Als das Universum abkühlte, war es um die Symmetrie geschehen

Nicht ohne mythische Prägnanz: Im kosmischen Reiseführer von Paul Davies lässt sich viel über die moderne Physik lernen

Es gibt große und es gibt sehr große Fragen. Die sehr großen Fragen lauten etwa: Warum sind wir da? Wie hat das Universum angefangen? Wie wird es enden? Was hält die Welt zusammen? Warum sind die Dinge so, wie sie sind? Der Physiker Paul Davies stellt sie an den Anfang seines Buches, um klarzumachen, wie hoch die Einstände sind, um die es ihm geht. Denn er möchte als Physiker vor diesen Fragen nicht kapitulieren. Er rechnet sich tatsächlich Chancen aus, sich am Leitfaden physikalischer und kosmologischer Theorien an mögliche Antworten auf diese letzten Fragen heranzutasten.

Was für Davies einnimmt, ist der Umstand, dass er selbst gut um die Bedeutung dieser zugrunde gelegten Idee von universellen, „tief“ verankerten mathematischen Gesetzen weiß: Selbstverständlich sei sie nicht, aber um an seinem Buch Gefallen zu finden, sollte sich der Leser mit ihr anfreunden. Einer solchen offenen Herzen Einladung kann man sich kaum entziehen, zumal das Zusteuern auf letzte Fragen und deren notgedrungenen tentativen Behandlung Davies durchaus nicht daran hindert, Grundzüge physikalischer Theorien klar vor Augen zu führen.

Die kosmologischen Modelle und Theorien werden gegeneinander abgewogen. Wo in ihnen die „solide“ Physik endet und die Spekulation die Oberhand gewinnt, darüber ist für Physikern nicht leicht Einigkeit zu erzielen. Für Davies ist besonders die Multiversum-Idee interessant, nach der es zur Bildung einer Vielzahl abgeschotterter Universen kommt, in denen ganz unterschiedliche physikalische Grundparameter eingestellt sein könnten.

Unser Universum ist in diesem Bild eine von vielen „Blasen“, die in einem sich ausdehnenden Raum spontan aufgrund von Quantenprozessen entstehen.

Herausfinden können wir über diese Welten zwar prinzipiell gar nichts, aber auszuschließen sind sie auch nicht. Das muss reichen, um sie als Alternative zu jenen Theorien zu behandeln, die zwar viele Dimensionen, aber immerhin nur ein Universum ansetzen, um Gravitation und Quantentheorie unter einen Hut zu bringen. Mit Blick auf seine große Leitfrage, warum Leben entstand, findet Davies die Annahme eines einzigen Universums, das vielleicht einmal von einer vereinheitlichten „Theory of everything“ (TOE) beschrieben werden kann, unbefriedigend. Denn unabhängig davon, ob man sich eine solche TOE überhaupt ausmalen kann, lässt sie für ihn die Entstehung von Leben als bloßen Glücksfall erscheinen. Oder bescheidener formuliert: als bloßes Faktum, das unter den gegebenen Bedingungen, wie sie eine TOE beschreibe, nun einmal aufgetreten ist.

Wie man sich die Entstehung solcher Paralleluniversen vorstellen kann, wird von Davies ohne technischen Aufwand erläutert. Vom symmetrischen heißen Ausgangszustand mit sehr viel einfacheren Gesetzen als den heute gültigen könnte der Prozess des Abkühlens demnach zu Symmetrieverlusten geführt haben, die kompliziertere Gesetze und Eigenschaften hervorbrachten, welche in verschiedenen kosmischen Regionen unterschiedlich ausfielen. Hat man sich erst einmal an die Weise der Welterzeugung gewöhnt, verwundert auch der Gedanke kaum, dass sich darunter simulierte Universen befinden könnten, die auf gigantischen Computern realisiert werden. Es würde schließlich auch das ein Unterschied sein, der ei-

gentlich keinen Unterschied macht – es sei denn in einem Science-Fiction-Plot.

Sein Ziel findet Davies aber auch mit der Idee des Multiversums nicht, in dem Leben nach dem Zufallsprinzip zustande kommt. Denn immer noch müsste man bei ihm hinnehmen, dass bestimmte Möglichkeiten aus unerfindlichen Gründen realisiert sind und andere nicht. Deshalb versucht er, eine Tendenz des Uni- oder Multiversums in Richtung Leben und Geist plausibel zu machen. Leicht zu erkennen ist nicht, wie das ungefähr gehen sollte, was angesichts der zentralen Rolle, die Eigenschaften des quantenmechanischen Messprozesses dabei zu spielen haben, auch nicht überrascht. Aber die anvisierte Selbsterklärung des Universums durch die Hervorbringung von Betrachtern ist auf jeden Fall von mythischer Prähistorie. So wie sich auch Davies' Suche nach dem Zusammenfallen von physikalischer Möglichkeit und Existenz ganz gut in einer anderen Sprache formulieren ließe: Kein Zufall oder dunkler Wille Gottes darf als Begründung dafür aufgeboten werden, welche Möglichkeiten zur Existenz führen.

Wie immer man es mit solcher auf letzte Fragen führenden Selbstbehauptung einer kosmologisch inspirierten Vernunft hält: So wie Davies sie verfolgt, kann man dabei einiges über moderne Physik lernen. HELMUT MAYER

Paul Davies: *„Der kosmische Voltreff“*. Warum wir hier sind und das Universum wie für uns geschaffen ist. Aus dem Englischen von Carl Freytag. Campus Verlag, Frankfurt am Main 2008. 370 S., geb., 24,90 €.